

## Das Gebiet Murau — eine volkskundliche Landschaft

Von Karl Stöffelmayr

Wer die Landschaft um Murau kennt, wird gerne zugeben, sie ist gedrängt voll und gesättigt von teilweise heute noch blühenden Formen einer bodenständigen Volkskultur. Es ist daher bei der auferlegten Kürze gar nicht möglich, auch einen vollen Überblick zu geben, sondern hier kann nur ein schmaler Ausschnitt dieser volkhaften Kultur geboten werden, und selbst der kann in keiner Weise auf auch nur annähernde Vollständigkeit Anspruch erheben.

So beschränken wir uns diesmal auf alles das, was man im weitesten Sinne das musische Element etwa in Art der festlichen Erhebung des Lebens nennen könnte; es ist selbstverständlich in seinen hohen Zeiten weitgehend an das herkömmliche Brauchtum gebunden. Aber die Grundhaltung unserer Menschen kennt nicht die Abtrennung des Alltages von seiner feierlichen Erhöhung, sondern erweist immer wieder eine unbesprochene, selbstverständliche Hinneigung zu musischer Bereitschaft auch mitten in ihrem werktätigen Tun. Was verlangt nicht nur der prangende Aufmarsch der bäuerlichen Schützengarden, das Fahنشwingen, die Bereitung eines richtigen Osterfroheuers oder des Scheibenschlagens in der Sonnwendnacht an vielfältiger Vorbereitung, das Üben für das Ringen und das Vorrichten der vielen Auszieren für das Faschingrennen allein an Arbeitszeit, die, ohne ein Aufhebens davon zu machen, der Werkwoche abgespart, oder besser gesagt, ihr ohne Erschütterung des täglichen Arbeitsablaufes einfach eingefügt wird.

Anlässlich einer Exkursion mit seinen Hörern und Hörerinnen im Frühjahr dieses Jahres fand Herr Prof. Dr. Koren bei einem ganz hoch gelegenen Bauernhaus einen Arl, also eine alte Pflugform, deren Holzwert nicht zu unterschätzen war. Er wollte ihn aber für das Volkskundemuseum gewinnen, und so mußten wir versuchen, mit dem alten Bauern handelseins zu werden. Er nannte den Preis sofort und ohne Bedenken: Die jungen Leute sollten ihm ein Liedel singen. Also einen Pflug für ein Lied! Das ist wohl ein eindrucksvoll beispielhaftes Bild für dieses Ineinanderwirken von Tag und Traum. Es ist daher kein Zufall, wenn sich gerade hier wie auch in anderen Landschaften Steiermarks, einzigartig im ganzen deutschen Sprachraum, das Volksschauspiel ohne jede amtliche

Förderung und ohne jeden Nebenblick auf Fremdenwerbung bis in die letzten Jahre lebendig erhalten hat, einfach eingebettet in ein klingendes, singendes, aller Erhebung des Herzens stets bereites Bauernvolk. Dabei ist die Auswahl dieser Volksschauspiele, die in handgeschriebenen, vergilbten Heften in ihren Häusern liegen, gar nicht klein. Sie reicht vom Christi-Geburts-Spiel, dem Christi-Leiden-Spiel über das Spiel vom guten Hirten (das Schäferspiel) und dem Genovevaspiel zum Totentanz, hier Spiel vom reichen Prasser genannt, bis hin zum bayrischen Hiesel-spiel, und bezeugt eine gewaltige bewahrende Kraft.

Wenn wir nun den Jahreslauf nach seinen festlichen Begebenheiten befragen, so beweist sich immer wieder der bäuerliche Grundcharakter, der mit seinem Einbinden des täglichen Daseins in die festliche Gestaltung auch vor der tief empfundenen Heiligkeit seiner religiösen Spiele nicht halt macht. Man hat nicht selten das Gefühl, als sähe man in das Christgeburtbild eines ganz alten Meisters, der um die Heilige Familie herum die alltäglichsten Vorrichtungen ausgebreitet hat und den Hirten nichts schenkt an ihrer irdischen Schwere. So auch in unserem Christgeburtsspiel aus der steirischen Laßnitz. Alle Süße der Verehrung sprechen sie in unerreicht lieblicher Mundart aus. Sie lassen aber auch an Deutlichkeit nichts übrig, wenn sie ihrer Entrüstung Ausdruck geben<sup>1</sup>:

„Wo ist denn jetzt der Bua hinkemm,  
daß wir ihn könnten fragen?“

rufen sie aus und meinen mit dem Buben aber niemanden anderen als den eben entschwundenen Verkündigungengel.

Von uneingeschränkter Selbstsicherheit aber kündigt die Art, wie die Bauern mit den Königen umgehen<sup>2</sup>:

Bruada, tuan wir hineinschauen,  
wos dos Ding bedeuten tuat:  
Tuat von weitem viel wauwauen,  
schworz sands wiar a Ofengluat.  
Der die Kron trogt auf sein Grind,  
reitet gwiß in Stoll zan Kind.  
I wer glei denjenigen frogen,  
der alsdonn hervor gereit.  
Schworza Rapl, tua uns sogen,

<sup>1</sup> Nach eigenen Aufzeichnungen des Verfassers aus dem Jahre 1935. — Vgl. J. R. Bünker, Volksschauspiele aus Obersteiermark (Ergänzungsband XI der Zeitschrift für Österreichische Volkskunde), Wien 1915, S. 139. — Dazu L. Kretzenbacher, Lebendiges Volksschauspiel in Steiermark, Wien 1951, S. 97 ff. (Obermurtaler Hirtenspiel).

<sup>2</sup> Wie Anm. 1. — J. Bünker, a. a. O., S. 143.

wo seids her dös schworzi Leut,  
Sogst uns nit die Wahrheit bloß,  
so reiß i di herab vom Roß.

Auf die bescheidene Frage der Könige nach dem Kinde müssen sie die stolze Antwort hören<sup>3</sup>:

Wir hobn koa Windliacht ongezunden,  
sand kemand bei der longstockfinstern Nocht,  
hon den Weltheiland dena wouhl gfunden,  
hot uns da Engl die Botschaft brocht!

Nun verlegen sich die Könige aufs Bauernfangen und versprechen Schnaps und Geld:

Liabe Bauern, diabs uns sogen,  
wo sei dieser Heiland groß.  
A Holbe Brontwein wolln wirs wogen,  
wenn's uns hinführts samt die Roß.  
Wenn's uns hinführts zu dem Kind,  
so geb ma enk an Tola gschwind.

Doch die Bauern bleiben hart und lehnen ab:

Wenns dös schon gabs an gölben Groschen,  
so zoag ma enk dos Kinderl nit,  
du schworza Rappl, holt dei Goschen,  
loß uns do amol an Fried.  
Denn dos war jo goar nit gscheit,  
wenn ma brachten schworzi Leut.

Auf die Versicherung der Könige, ihre Herzen aber wären ganz rein, geben sie nichts.

Möcht dir glei oans einiwangeln  
in dein schworzes Ongesicht;  
denn dos Kind is so vül schean,  
du Schworza derfst net zuabigeahn.

Der Überlegung der Könige, sie würden das Kind halt beim Landes-  
herrn, dem König Herodes erfragen, trumpfen die Bauern erst recht voll  
glück erfülltem Selbstbewußtsein auf:

<sup>3</sup> Wie Anm. 1. — Bünker, a. a. O., S. 144.

Wenn dös schoan hingehts zu dem König,  
frogen um den Herrn Jesus Christ,  
denn er woäß wia dös so wenig,  
weil er selbst a Spreitza ist.  
Denn Gott liabt nar ormi Leut,  
weil er selba am Stroh doleit.

Ein Schluß, zu dem auch Ludwig Thoma in seiner „Heiligen Nacht“ gelangte. Nun werden aber diese Reden nicht gesprochen, sondern von beiden Parteien als mehrstimmiges Lied gesungen, wobei immer die singende nach vorne schreitet, während die besungene im gleichen Rhythmus nach rückwärts weicht. Dieses Hin und Her der goldstrotzenden, mit farbigen Seidentüchern gezierten Könige und der einfachen, stockbewehrten, waldgrün gekleideten trotzig Bauern ist von einem eigenartig zauberhaftem Reiz. Wenn dieses Spiel aber einmal, man möchte am liebsten sagen, „ausgebrochen“ ist, geht ein Zittern durch die ganze Gemeinde. Es bleibt niemand übrig, der nicht im Herzen erfaßt wäre davon. Jeder ist für jede Vorbereitung Helfer und die Verse schwirren als Gemeingut von Haus zu Haus. Bei einer jener Aufführungen in der übergedrängt vollen Bauernstube geschah es, daß ein blinder Mann andächtig, wie im Gebet versunken, alle Verse des Spieles leise vor sich hinsprach, wahrhaft eine fast homerische Leistung.

Die kindlich heitere Fröhlichkeit schwindet aber fast ganz in dem erschütternden Christi-Leiden-Spiel, das auf dem Leidensfelde in St. Lorenzen gegenüber St. Georgen, vor sich die aufsteigend hingebreiteten Lehnen der bäuerlichen Siedlungen, mit uns abrollt. „Mit“, denn dort wird dem vielleicht ahnungslosen Zuschauer plötzlich unausweichbar seine eigene Rolle im Spiele aufgedrängt. Am Höhepunkte des Spieles verlassen nämlich die Spieler ihre einfache Bretterbühne und ziehen, immer weiter handelnd, quer durch die Zuschauer in die der Bühne entgegengesetzte Richtung nach Golgatha. Da schleppt Christus sein schweres Kreuz mitten unter uns, daß man erschreckt zurücktritt, Simeon wird plötzlich aus unseren Reihen gerissen und es ist erschütternd, wie sich die weinenden Frauen von Jerusalem in bäuerlicher Tracht jammernd und schreiend Jesum in den Weg werfen und Veronika mit dem blutigen Schweiß Tuch als ein obersteirisches Mädchen in hellem Jammer vor uns niedersinkt.

Noch einmal beschwört Christus sein jüdisches Volk<sup>4</sup>:

Jerusalem, kennst nicht Dein Gott?

<sup>4</sup> L. Kretzenbacher, Passionsbrauch und Christi-Laienspiel in den Südostalpenländern. Salzburg 1952, S. 124.

Schämst Du Dich nicht, ach Schand und Spott.  
Bin ich Dir dann nit mehr bekannt?  
Hab Dich geführt aus Ägyptenland.  
Hab Dich erlöst aus Hungersnot,  
Reichlich gespeist mit Himmelsbrot.  
Wo Milch und Honig ist geflossen,  
Da wart Ihr meine Hausgenossen.  
Jerusalem, willst Du Dich nicht schämen  
Und mir zum Lohn das Leben nehmen.

Schauerlich dröhnen die Hammerschläge aufs Kreuz und niemandem überkommt auch nur ein leichtes Lächeln bei dem derb-sachlichen Gespräch, mit welchem die Henkersknechte einander Anweisungen geben<sup>5</sup>:

Lamech:

Hör auf zu schwätzen und richte Dich.  
Aufs Kreuz reiß ich Dich jämmerlich.  
Daran wir Dich mit Händen und Füßen  
Stark und fest annageln müssen.

Rabi:

O Gsell, greif um den Hammer gleich  
Und gib den Nägeln wackere Streich.  
Laß Dir kein Streich erbarmen nicht.  
Er wird schon bleich im Angesicht.

Malchus:

O Gsell, ich hab mich überdacht,  
Die Löcher zweit voneinander gmacht.  
Den Arm streck an und zieh ihn recht,  
Daß er vor Schmerzen zahnen möcht.  
Jetzt schlag nur wacker wieder drauf.  
Fehlt Dir ein Streich, tu noch ein drauf.

Jesse:

Nun müssen auch die Füß daran.  
Schlag wacker drauf, lieber Gspann.  
Die Nägel sind auch dick und stumpf.

Malchus:

Ihr Brüder, Euch zur Arbeit schickt.  
Nehmt Leitern, Hauen, Schaufel und Strick.  
Hebt auf und greift wacker zu.

<sup>5</sup> Kretzenbacher, a. a. O., S. 124 f.

Gebt aber acht, schaut wie ich tu.  
Hebt auf, schiebt nach! Das Kreuz ist hoch.  
Laßt tief einfallen in das Loch.  
Darnach festmachtet in der Erden.  
Der König muß erhöht werden.

Und nun sieht der am Kreuze hängende Christus-Bauer unmittelbar hinauf zu dem höchsten Hof auf der Berglehne jenseits der Mur: Es ist sein eigenes Anwesen!

Das Spiel enthält aber auch tiefempfundene, liedhafte Verse, wie etwa die, mit welchen sich die eingeschlafenen Jünger auf dem Ölberg gegen Christus entschuldigten<sup>6</sup>:

Petrus:

In finsterner Nacht und Trauerstunden  
Hat der Schlaf mich überwunden.

Johannes:

In Trauern, Furcht und Sorg zumalen  
Hat auch der Schlaf mich überfallen.

Jakobus:

In meinem Gebet mich Unruh anfight,  
Länger hab ich können wachen nicht.

Oder die herzerreißende Klage, die Maria, unter dem Kreuze sitzend, ihren toten Sohn auf dem Schoße, spricht<sup>7</sup>:

Maria:

Betrachtet doch ihr Menschenkinder,  
Was mein Sohn gelitten für die Sünder.  
Ach mein Sohn, Du bist nun hin.  
In größter Not ich verlassen bin.  
Sehet an die großen Schmerzen,  
Die ich empfind in meinem Herzen.  
Wer will zählen die Wunden all?  
Sehet an das Haupt zumal.  
Die spitzigen Dorn in der Kron  
Haben ihm das größte Leid getan.  
Der ganze Leib zerfetzt dermaßen,  
Kein Glied an ihm wurd gsund gelassen.

<sup>6</sup> Kretzenbacher, a. a. O., S. 85.

<sup>7</sup> Kretzenbacher, a. a. O., S. 131 f.

Einzig Michelangelos Grabmal-Pietá im Dom von Florenz zeigt wieder einen dermaßen geschundenen und wirklich toten Christus. Das Erlebnis dieses Leidensspieles aber öffnet auch die Augen dafür, wieviel echte Realistik, wirkliches Geschehen die alten Meister darstellten, wenn sie in ihren Bildern den Leidensweg des Herrn ganz unter die Menschen und in die Umgebung ihrer Zeit hinein darstellten.

Natürlich stammen die letzten Verse nicht mehr rein aus bäuerlicher Dichtung. Prof. Dr. Kretzenbacher weist einige von ihnen schon für das 15. Jahrhundert in der Prager Marienklage nach. Aber es ist doch trotzdem eine beglückende Einsicht, wie sich unsere Menschen heute noch ihrer bedienen und sich ihnen in Demut und Hingabe einordnen.

Fast in eine andere Welt, in eine kulturmorphologisch viel tiefere Schicht führt uns das urhafte Getümmel des Faschingrennens, diese wahrscheinlich für Europa einmalige Seltsamkeit, vielleicht das letzte Zeugnis echter vorchristlicher Erzwingung des anbrechenden Frühlings. Bis in die jüngste Zeit waren sich die am Faschingrennen beteiligten Burschen bewußt, wie sehr sie durch dieses Tun gefährdet und den finsternen Mächten ausgesetzt sind. Der Lauf beginnt um sechs Uhr früh mit dem Gebetläuten und endet mit dem Gebetläuten am Abend. Es ist noch nicht sehr lange her, daß Faschingrenner, die sich etwas versäumt hatten, noch im Lauf vom fernen Gebetläuten überrascht wurden und sich sofort in panischem Schrecken ihre spärliche Vermummung vom Leib rissen, um aller bösen Entrückung zu entkommen. Es ist aber noch weniger lange aus, daß man den Mesner bestach, er möge morgens eine Stunde früher und abends eine Stunde später läuten, damit man durch Zeitgewinn keine solche Bedrängnis gewärtigen müsse. Auch dieses Faschingrennen hat seine genauen, noch immer von kultischem Ernst umwitterten Regeln und ist in seiner Urweltstimmung weit entfernt von dem sonst natürlich auch hier üblichen Karnevalstreiben.

Da laufen die Burschen — und sie müssen den ganzen Tag wirklich laufen — am Faschingmontag noch in der finsternen Morgenfrühe von einem bestimmten Hause als ein langer Zug in Reihe aus. Voran der Wegauskehrer, ein ausgesucht starker Bursche, den Besen in der Hand schwingend. Stellt sich ihm irgendwo ein Bursche entgegen, ebenfalls einen Besen im Kreis schwingend, so ist dies das Zeichen, daß er ihm seine Führung streitig machen will. Er muß ihn nach den Ringerregeln zu Boden werfen, ansonst hieße es abtreten und die Führung der Renner diesem Fremdling zu übergeben. Es ist eine schwere körperliche Leistung, wenn so ein Wegauskehrer an einem Tag sechs, sieben, acht, ja oft mehr Widersacher „schmeißen“ muß. Beim heurigen Faschingrennen sind solche feindliche Brüder, die stärksten ihrer Gemeinde, sogar mit den Motor-

rädern aus ziemlicher Entfernung angebraust gekommen, mußten aber zum Jubel der Renner eine Niederlage nach der anderen einstecken. Nun sind aber unsere Faschingrenner weder durch Masken noch durch Kleidung vermummt, wohl aber an ihren phantastischen Zieraten von weitem kenntlich. Die zwölf Schellfaschinge tragen weiße Hemden, außen über die kurzen Lederhosen flatternd, bunte, schönfärbige Seidentücher, den Mädchen daheim entliehen, über den Schultern und darüber Schellenkränze. Auf dem Haupte aber lange, spitze Mützen, wie sie auf Bildern die Zauberer bekrönen. Diese papierenen Zuckerhüte sind mit farbigen Krepppapiergirlanden, mit buntfarbigen Sonnen, Mond und Sternen beklebt und an der Spitze enden sie in einem Bund vielfarbiger Streifen. In den Händen tragen sie je nach der Gemeinde, der sie entstammen, kurze Schwerter oder lange, bändergeschmückte Stöcke. Hinter ihnen laufen die vier Glockfaschinge, gleich gekleidet, doch tragen sie Steirerhüte, die mit wallenden Bändern geschmückt sind, und in den Händen halten sie die schweren, dumpf klingenden Almglocken. Eine bescheidene Musik geht mit und ungezähltes, übles Volk, Roßhändler, Quacksalber, Bettlerinnen mit Faschenkindern, der Schmied, der billige Jakob u. a., eben das „Gfettlach“, umschwärmen den Zug und überfallen jeden Begegnenden und jedes Haus wie eine Landplage. Kommt der Lauf zu einem Hof, wird dort das „Radel“ getanzt, ein kurzer Imbiß eingenommen und schon geht es im Laufe weiter, das Tal hinaus, den Graben hinein, den jenseitigen Hang hinauf, und es ist schon dieser Lauf allein eine hervorragende Leistung. Denn pausenlos geht es weiter, den ganzen Tag hört man irgendwo auf den Hängen das rhythmische Schellen der Läufer, ihr Jauchzen und sieht sie schemengleich über die noch winterweißen Fluren huschen. Es ist, wie Hermann Hesse einmal von der Kunst Kubins gesagt, „ein Spiel, so ernst wie nur echtes Spiel sein kann, und ein Ernst, so spielerisch, daß die Schwere verschwindet...“

Freilich glaubt heute kaum mehr jemand an die ehemals durch den Lauf bewirkte Fruchtbarkeit der Felder. Aber noch gehört er mit zu den notwendigen Ereignissen dieser Jahreszeit, und gerade im heurigen Frühjahr (1957) haben sich die Burschen unserer Tauerntäler Gemeinde um Gemeinde dem Faschinglauf ergeben. Immer wieder wird er als eine innere Angelegenheit der ganzen Gemeinde empfunden, man findet sich in einem fieberhaft erfaßten, gemeinsamen großen Erlebnis, das durch die ganze Landschaft hinschwingt, es ist Anruf und Bestätigung der Gemeinschaft zugleich. Die äußere Sinndeutung ändert sich ab und zu. Man läuft, um der Feuerwehr ein Rüsthaus, der Musik neue Instrumente, der Landjugend ein Heim zu verschaffen, aber die alten Spielregeln werden peinlich genau befolgt, die Institution als solche bleibt und beweist ganz

im Sinne Gehlens (Urmensch und Spätkultur) noch immer unverloren ihren gemeinschaftsbindenden Wert.

Dieser klingende, springende, farbenfunkelnde, noch immer von magischen Elementen durchsetzte Lauf hat am folgenden Faschingdienstag einen etwas weniger lärmenden, in seinem mythischen Gehalt aber nicht minder bemerkenswerten Ausklang: Die Faschingshochzeit, die übrigens ab und zu auch ohne vorhergegangenes Rennen abgehalten wird. Es treffen sich nämlich nun am frühen Nachmittag die Faschingrenner im Dorfe wieder und ziehen, schön paarweise, im steirischen Sonntagsgewande als richtiger Hochzeitszug aus dem Hause, in dem ihr Lauf am Vortage begonnen und geendet hatte, auf den Dorfplatz, und spielen nun eine richtige Hochzeit. Alle Teilnehmer tragen Hochzeitssträußchen am Gewand angesteckt, nur sind es statt der Myrthen Kornähren, den Beiständen und Brautführern flattern, wie es sich geziemt, die bunten Bänder von den Hüten, und alles ist da, was zur Hochzeit gehört, selbst Pfarrer, Mesner und Kirchenchor. Die Braut und der Bräutigam kommen als einzige in einer unziemlich vernachlässigten Arbeitskleidung, aber die Kranzeljungfrauen prangen im schönen steirischen Dirndlgewand, Zöpfe aus goldgelbem Flachs um den Kopf gewunden, denn auch alle Mädchen dieses Festes sind in Wirklichkeit Burschen des Laufes, es ist ein reines Männerfest. Nach der etwas unflätigen Verhelichung ziehen sie unter Musikbegleitung in das Gasthaus, wo eine richtige Hochzeits- tafel für sie bereitet ist und der Kranzelherr mit dem bändergeschmückten Stab das Fest ordnet. Ja, das Spiel geht sogar so weit, daß die Braut wie bei einer richtigen Hochzeit von Unbeteiligten gestohlen wird und nun gesucht und ausgelöst werden muß. Man überlege sich aber genau: Da sind erwachsene Menschen und spielen öffentlich eine Hochzeit und das ganze Dorf spielt mit schon bei Tag, und abends läuft die von allen besuchte Abendunterhaltung noch im Zeichen der Hochzeit weiter. Wenn Huizinga von diesem Brauch wüßte, er könnte keine bessere Bestätigung für seinen homo ludens in unserer Zeit nachweisen. Ein gar nicht beachteter Nebenertrag aber ist das nicht abreißende Wissen um die brauchwürdig richtige Gestaltung der wirklichen Hochzeit, weil ohne diese Einsicht auch das Spiel, auf dessen wirklichen Sinn und Kern wir hier nicht eingehen, gar nicht möglich wäre.

Genau so wie zur Zeit Reuentals der Frühling die Menschen in das Freie lockte, gehört auch heute noch vielerorts zum Nachmittagsvergnügen des Ostersonntages das „Gonesrennen“ und an manchen Orten außerdem das „Nadeleinfadeln“. Da treffen sich ungezwungen alt und jung bei einem Wegkreuz, vor einem Bauernhof. Nach einer kurzen Andacht stellt sich alles paarweise auf, die Alten ebenso wie die Kinder,

und üben ein richtiges Paarlaufen, das seinen Namen von dem einleitenden Sprüchlein hat, das der vor den Paaren stehende Fänger ruft: „Gones, Gones kickriko, hintas Paarli he für do.“ Wenn die Paare aber mit den Händen oder je mit einem Kopftuch, das sie zwischen sich von Hand zu Hand halten, miteinander verbunden sind und nun Paar für Paar unter den hochoberarmen Armen der noch Stehenden und der sich wieder Anreihenden durchgeführt werden, so haben wir das „Nadeleinfadeln“ – eine endlose Kette, die sich immer weiter und weiter fortbewegt. In alten Zeiten ging dieser Zug von Hof zu Hof und wurde von dem Anführer so geführt, daß alle Teilnehmer in jedem Hause durch die kleine und enge Anrichte, jene fensterartige Lucke, die Stube und Küche zum Durchreichen der Speisen dient, durchschlafen mußten. Und dieses Durchzwängen durch die Enge war das eigentliche Nadeleinfadeln. Also eine Heilsform, die in vielen Abarten selbst auch in den Kirchen (Hemastein) geübt wird und diesen Brauch als einen bis in urzeitliches Denken reichenden, Gedeihen, Fruchtbarkeit und Wiedergeburt verheißenden Frühlingskult rechtfertigt.

Wenige Wochen später stehen, man könnte fast sagen buschenweise, die Maibäume rings im Land. Sie werden hier nicht immer einem Mädchen, sondern oft zur Ehre und Freude des Hauses errichtet. Bei nicht wenigen Höfen setzen sich auch die Kinder ihren manchmal gar nicht so kleinen Maibaum vor die Haustür und haben wie die Älteren ihr fröhliches Treiben mit Bewirtung, Musik und Umtollen dabei. Überhaupt wird in dieser menschenfreundlichen und spielfreudigen Landschaft den Kindern viel gesellige Erdenfreude eingeräumt, die dem Leben der Erwachsenen entnommen ist. So gibt es Gemeinden, wo die Kinder neben den Erwachsenen ihr eigenes Faschingsrennen laufen, das ein haarscharfes Abbild des Erwachsenenlaufes darstellt. Oder man findet Bauernhäuser, wo sich an einem Sonntag nach Fronleichnam die Kinder der umliegenden Gehöfte einfänden und feierlich ihren eigenen, aber gespielten Umgang haben, eine regelrechte Wald- und Wiesenprozession, zu der ihnen die Eltern sogar die Prangnudel backen, jenes daumengroße Schmalzgebäck, das die Frauen und Mädchen am „Prangertag“ zum Pranggehen mitbringen und freigiebig an die Burschen und Männer verteilen.

Der Maibaum ist, wie jedes Symbol zu allen Zeiten, Angriffen ausgesetzt, er muß bewacht und gesichert sein, denn er kann zu jeder Tages- oder Nachtzeit umgeschnitten oder gar entführt werden, wobei man sich allerdings meist mit dem geschmückten Wipfel und dem Kranz begnügt. Auch das ist brauchwürdiges Recht, wenn die entsprechende Regel eingehalten wird. Als in der Nachkriegszeit einmal einer keinen Spaß verstand und den Maibaumdiebstahl zur Anzeige brachte, lehnten die Ange-

klagten den Vorwurf des Diebstahles mit ehrlicher Entrüstung ab und bewiesen ihr Recht auf Wipfel und Kranz erfolgreich damit, ihr Anführer hätte den Baum ohnedies, wie es sich gehört, drei Tage vorher hoch zu Roß dreimal umritten; wie ein Märchenheld, könnten wir sagen.

Noch einmal springt die Frühlingskraft im pfingstlichen Ringen hoch. Unbekannt in der weiten Welt finden sich die Burschen auf althergebrachten, einsamen, waldumrauschten Ringplätzen, bei der Pfingstlücken, auf der Lugtratte am Pfingstsonntag nachmittag, zu Johannis auch auf dem Stolzalpengipfel, zum Ringen ein, das nach bestimmten Regeln, Griffen und Beinspiel vor sich geht. Oft dauert dieses Ringen einen ganzen Nachmittag, kein Kranz und kaum ein Titel ehrt den letzten Sieger, aber er darf „das Brett“ heimtragen.

Verloren ist der Kugelwerfertanz, bei dem zwei befreundete Parteien von einem vorher ausgemachten Hause weg abwechselnd eine große Holzkugel vor sich wegschleudern. Ziel ist ein etwa eine Stunde oder mehr entferntes Bauernhaus oder ein Gasthof. Die Partei, die das Glück hat, zuletzt die Kugel in dieses Haus zu werfen, muß bei dem sich anschließenden Tanz von der anderen zechfrei gehalten werden.

Krone des sommerlichen Freuens ist der Reiftanz, der mit seinen blumengeschmückten Bögen und den vielen verschlungenen Figuren nur das Rankenwerk abgibt für das eigentliche Reiftanzspiel, das in launigen Versen den Sinn der Welt zu verkehren scheint und durch eine symbolische Tötung des Gegenspielers zu Heil und Segen, zu Wachstum und Gedeihen und zur richtigen Ordnung führt.

Gleich dem Reiftanz ist wohl auch das „Stangelraufen“ ein verspäteter oder durch die Wintersaat sehr verfrühter, hier bis in den Herbst hineingerutschter Frühlingsbrauch. Beim Stangelraufen ringen die Burschen um einen in die Luft geworfenen Baumwipfel. Wohl eine Stunde lang balgt die Rotte, aber ohne Beißen, Schlagen, Stoßen oder sonstiger Verletzung der Ringerehre, über die Wiesen, durch den Bach, bis zuletzt, meist zerschunden und hemdzerfetzt der Sieger den zerzausten Wipfel unbeirrt in seiner Faust behält und ins Haus tragen kann. Dort erhält er als Preis ein Reistenhemd, der anschließende Tanz dauert samt Mahl und sonstiger Bewirtung bis in die späte Nacht hinein.

Wenn wir im spätherbstlichen Nebel, der feucht und locker um die Bäume schleiert, durch unsere Gräben gehen, dann hören wir immer wieder von den Wiesenrainen einmal von links und einmal von rechts ein lautes Geplärr und es wird einem langsam klar, daß hier ein rhythmischer Geschrei mit Ruf und Antwort über das Tal herüber- und hinüberschwingt. Es sind die Halterbuben, die sich mit Schrei und Gegenschrei meist in hergebrachten Versen necken:

Da Goli Kühholta tuat nit vül hearn,  
er kann jo nix jautzen, tuat ollweil glei reahrn.

Man beachte den feinen Spott, da ja hearn und rearn, beides weinen bedeutet!

Da Schaffa Küahholta is a große Baua,  
hot a Stötze voll Milch und sege ist saua!

Oder der Wahrheit schon viel näher:

Da Goli Kuahholta hockt deanchl aufn Stoan,  
er wortet auf d' Jausn wie da Hund auf die Boan!

Das Los des Hüterbuben und ein saurer Spott aber spricht aus den Versen:

Gigali Golli, host die Küah olli?  
Host sie nit olli,  
geah sie suachen  
inta da Buachen,  
inta da Lindn,  
dort werst sie wouhl finden.  
Dorten im Ela (Erlenstauden)  
brocken sie Beela (Beeren),  
oben ban Klee,  
kemmens olle dahe.

Also stecken die Kühe im Kleeacker, wo sie gar nie sein dürften und durch die Unachtsamkeit des Halters Schaden stiften. Er ist nun ein Schadenhalter und muß als solcher wieder grobe Nachbarsverse einstecken:

Schodenholta, Schodenholta,  
sitzt auf da Folta (Falltor des Zaunes)  
ols a brennkolta.

Zur richtigen Klage aber erheben sich die Verse, die das traurige Los des einsamen Knaben selber besingen:

Sternreit, sternreit,  
die Welt ist weit,  
die Sunn is hoach,  
da Bauch werd woach,  
da Tog ist long,  
da Holta is kronk,  
da Stecken werd schwar,  
da Bauch werd laar,  
wonns nar bald zan Hoamtreiben war.

Mit diesen Versen sind wir aber schon zu den Quellgründen der Volksdichtung hinuntergestiegen, die in ungezählten Kinderreimen auch das Leben der Aller kleinsten musisch umfassen hält. Hunderte Sprüchlein künden von Scherz und Spaß, von der liebenden Sorge und der freudvollen Anteilnahme: Wenn das Kindlein das erste Mal frei steht, wird die Dauer ausgezählt:

Longi, longi Loata,  
da Himmel werd scho hoata,  
da Wosen werd schoan grean  
und olles nur vo lauta:  
's Diandle ko scho steahn!

Fast rauh nächtig aber klingt es:

Rumpl di pumpl,  
wos rumpelt ums Haus?  
Rumpl di pumpl,  
schiache Lötta sand drauß.  
Rumpl di pumpl, wos wölln sie denn hobn?  
Rumpl di pumpl, mei Büaberl furttrogen!  
Rumpl di pumpl, dos geb ma nit her,  
rumpl di pumpl, kimmts a ondas Mol her.

Das wirklich panische Entsetzen aber, das ein Kind im Walde überfallen kann, spricht aus dem Verslein, das auch in der Weststeiermark bekannt ist:

Bin im Gstauda gessen,  
hätt mi bold da Waudl gfressen.  
Hot liacht einagschaut,  
hätt mi bold neama außtraut.

Damit hat sich unser Gang durch die musische Selbstdarstellung der Heimat gerundet. Wir haben viele Weiten und Tiefen abseits liegen gelassen und sind wieder bei der Volksdichtung angelangt, mit der wir begonnen haben. Selbst wenn vieles davon ein Kleines und Unbedeutendes zu sein scheint, noch ist es der Mutterboden jeder Volkskultur. Noch spüren wir in ihm fast körperlich die Kraft und die Geborgenheit der Heimat, den dunkelfarbigen Glanz unserer Landschaft, das wortfrohe Geplänkel und das freundliche Gespräch unserer Menschen und betuern dankbar Hans Kloepfers göltiges Wort:

„Und war in des Lebens Hatz und Hast  
wieder einmal bei meinem Volk zu Gast.“

## Verzeichnis der Abbildungen

- Tafel 1: Sakramentshäuschen, Stadtpfarrkirche, Chor, Nordwand, Fresko um 1470. (Aus dem Band Murau der Österreichischen Kunsttopographie, Aufnahme Bundesdenkmalamt Wien.)
- Tafel 2: Fresko an der Nordwand der Friedhofskirche St. Anna mit sechs Szenen: Geißelung, Dornenkrönung, Kreuztragung, Tod am Kreuz, Kreuzabnahme, Auferstehung. Um 1450. (Aus dem Band Murau der Österreichischen Kunsttopographie, Aufnahme Bundesdenkmalamt Wien.)
- Tafel 3: Friedhofskirche St. Anna, Innenraum gegen O. (Aus dem Band Murau der Österreichischen Kunsttopographie, Aufnahme Bundesdenkmalamt Wien.)
- Seite 7, Abb. 1, Nr. 1: Steinhammer aus Serpentin aus Krakaudorf; Nr. 2: Durchlochter Serpentinkeil aus Turrach und Versuch einer Rekonstruktion eines mit einem solchen Keil versehenen Furchenziehers. Kein einheitlicher Maßstab. (Aufnahme Restaurator F. Rath, Steierm. Landesmuseum Joanneum.)
- Seite 9, Abb. 2: Von l. nach r.: Murau, Fragment eines Bronzedolches; Althofen, Bronzspeerspitze; Oberwölz, Bronzemesserfragment; Winklarn, Bronzenadel. Kein einheitlicher Maßstab. (Aufnahme Restaurator Rath, Joanneum.)
- Seite 12, Abb. 3: Bezirkshauptmannschaft Murau (Grenze der BH strichpunktirt, Grenzen der Gerichtsbezirke punktirt) mit den Fundstellen aus vorrömischer Zeit.
- Seite 14, Abb. 4: Meilenstein aus St. Georgen ob Neumarkt; 1. Hälfte des 4. Jahrhunderts n. Chr. (Aufnahme Restaurator Rath, Joanneum.)
- Seite 15, Abb. 5: Bezirkshauptmannschaft Murau (Landesgrenze strichliert, Grenze der BH punktirt, Grenzen der Gerichtsbezirke strichpunktirt) mit den Fundorten aus der Römerzeit und den hauptsächlichsten Straßenzügen.
- Seite 16, Abb. 6: Römersteine aus Frojach; links aus der Pfarrkirche, oben und rechts aus der Sammlung Pranchh in Pux. (Aus dem Band Murau der Österreichischen Kunsttopographie, Aufnahme des Bundesdenkmalamtes.)
- Seite 17, Abb. 7: Römersteine aus Frojach; 1 in St. Lorenzen ob Murau 75, 2 in Frojach 42, 3, 4, 5 derzeit vermauert. (Aus A. v. Muchar, Geschichte des Herzogthums Steiermark, I. Bd., Tafel II.)
- Seite 19, Abb. 8: Rekonstruktion des römerzeitlichen Gutshofes in Katsch. (Zeichnung Hofrat Ing. M. Haider.)
- Seite 21, Abb. 9: Römische Inschriftsteine aus Katsch (rechts oben) bzw. Triebendorf (links oben und unten). (Aufnahme Restaurator Rath, Joanneum.)
- Seite 23, Abb. 10: Marmorstatue aus Triebendorf, links mit dem später aufgesetzten Kopf. (Aufnahme Restaurator Rath, Joanneum.)
- Seite 24, Abb. 11: Römersteine, im Murauer Rathaus eingemauert. (1—4, 6 Aufnahmen Restaurator Rath, Joanneum, 5 aus dem Band Murau der Österreichischen Kunsttopographie, Aufnahme des Bundesdenkmalamtes.)
- Seite 26, Abb. 12: Reliefsteine, rechts aus Pöls, jetzt auf Schloß Obermurau, links aus St. Peter a. K. (Aus dem Band Murau der Österreichischen Kunsttopographie, Aufnahme des Bundesdenkmalamtes.)
- Seite 27, Abb. 13: Oben: Bronze-Einknopffibel aus Murau. (Aus dem Band Murau der Österreichischen Kunsttopographie, Aufnahme des Bundesdenkmalamtes.) Unten: Bronze-Flügelfibeln aus Katsch (Inv. 2804, 128 mm lang; s. Schmid-Katsch, Sp. 136, Abb. 68. Aufnahme Restaurator Rath, Joanneum.)

- Seite 27, Abb. 14: Hauseingang St. Lorenzen ob Murau 75. vlg. Steiner, mit eingemauertem Römerstein.
- Seite 28, Abb. 15: Römersteine, links aus St. Georgen ob Murau, rechts aus Althofen. (Aus dem Band Murau der Österreichischen Kunsttopographie, Aufnahme des Bundesdenkmalamtes.)
- Seite 30, Abb. 16: Stadl an der Mur (GRAVIACAE). Der Pfeil zeigt auf die Stelle, wo der Meilenstein eingemauert ist.
- Seite 31, Abb. 17: Römersteine im Pfarrhof von Ranten. (Aus dem Band Murau der Österreichischen Kunsttopographie, Aufnahme des Bundesdenkmalamtes.)
- Seite 32, Abb. 18: Römerstein in Baierdorf.
- Seite 46, Abb. 19: Ältestes Stadtsiegel, 1278. (Aufnahme Gasteiger.)
- Seite 47, Abb. 20: Das Grazer Tor 1863. (Nach einer Zeichnung im Steierm. Landesarchiv.)
- Seite 48, Abb. 21: Das Friesacher Tor. (Zeichnung W. Kadletz.)
- Seite 52, Abb. 22: Stadtsiegel vom Jahre 1491 (Aufnahme Gasteiger.)
- Seite 57, Abb. 23: Die Handelsstraßen um Murau im 16. und 17. Jahrhundert. (Entwurf Tremel.)
- Seite 60, Abb. 24: Arkadenhof im Hause Anna-Neumann-Gasse 26/28, Blick gegen W. (Aus dem Band Murau der Österreichischen Kunsttopographie, Aufnahme Bundesdenkmalamt Wien.)
- Seite 63, Abb. 25: Murau um 1680. (Aus M. Vischers Schlösserbuch.)
- Seite 65, Abb. 26: Der untere Platz nach dem Brande 1849, links das Größinghaus. (Nach einer Zeichnung von Vinzenz Renati im Besitz von Frau Dora Schönauer.)
- Seite 67, Abb. 27: Murau um 1830. (Nach einem zeitgenössischen Stich.)
- Seite 74, Abb. 28: Plan von Murau. (Entwurf H. Wengert nach dem franc. Kataster. Aus H. Wengert, Die Stadtanlagen von Steiermark, Graz 1932.)
- Seite 79, Abb. 29: Murau um 1830. (Nach einer Lithographie im Steierm. Landesarchiv.)
- Seite 83, Abb. 30: St. Egydi, Innenraum gegen NW. (Aus dem Band Murau der Österreichischen Kunsttopographie, Aufnahme Bundesdenkmalamt Wien.)
- Seite 86, Abb. 31: Annenkirche mit altem Rantenbach um 1850. (Nach einem zeitgenössischen Stich.)
- Seite 88, Abb. 32: Friedhofskirche St. Anna, Innenraum gegen SW. (Aus dem Band Murau der Österreichischen Kunsttopographie, Aufnahme Bundesdenkmalamt Wien.)
- Seite 89, Abb. 33: Martersäule vor dem Gissübeltor. (Zeichnung W. Kadletz.)
- Seite 91, Abb. 34: St. Anna und Schloß Murau. (Zeichnung W. Kadletz.)
- Seite 93, Abb. 35: Stadtpfarrkirche, Schlußstein im Chor: Engel mit Schrifband, um 1300. (Aus dem Band Murau der Österreichischen Kunsttopographie, Aufnahme Bundesdenkmalamt Wien.)
- Seite 95, Abb. 36: Friedhofskirche St. Anna, Gewölbekonsole im NW-Eck, Lasterweibchen. (Aus dem Band Murau der Österreichischen Kunsttopographie, Aufnahme Bundesdenkmalamt Wien.)
- Seite 98, Abb. 37: Stadtpfarrkirche, rechter Seitenaltar, hl. Christophorus, 1645. (Aus dem Band Murau der Österreichischen Kunsttopographie, Aufnahme Bundesdenkmalamt Wien.)
- Seite 100, Abb. 38: Stadtpfarrkirche, Mittelschiff, hl. Andreas, von Johann Reiter, Holz, um 1777. (Aus dem Band Murau der Österreichischen Kunsttopographie, Aufnahme Bundesdenkmalamt Wien.)